Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 97 (1960)
Heft: 97

Artikel: Charakterköpfe um 1460
Autor: Herdi, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585641

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Charakterköpfe um 1460

Von Ernst Herdi

Das Konstanzer Konzil, das ja auch für den Thurgau etwelche politische Folgen zeitigte, hatte neben der Beseitigung der Kirchenspaltung beschlossen, derartige allgemeine Synoden sollten eine ständige Einrichtung werden und ihre Entscheide sogar für den Papst verbindlich sein; die höchste Autorität liege fortan beim Konzil, nicht bei der Kurie. Als nun 1431 Martin V. abermals eine ähnliche Versammlung nach Basel einberief, stand unter den Haupttraktanden eine umfassende Kirchenreform, deren Notwendigkeit außer einem Teil der Geistlichkeit kaum jemand bezweifelte. Martins Nachfolger auf dem Stuhl Petri, Eugen IV., konnte sich freilich mit der Unterordnung unter Konzilsbeschlüsse nicht abfinden und suchte den Basler Kongreß zu sabotieren, so daß rasch der Rangstreit zwischen Konzil und Papst in den Vordergrund der Beratungen rückte.

In solch gespannter Atmosphäre begegneten sich zu Basel neben sehr viel mittelmäßigen Köpfen drei junge Männer, alle um 1400 geboren, die hier zum erstenmal das glitschige Parkett der Kirchenpolitik betraten und ihrer Lebtag nicht mehr davon loskommen sollten, drei Männer, die sich mit der Entwicklung der Dinge als hervorragende Geister entpuppten: Nicolaus Cusanus, Enea Silvio Piccolomini und Gregor Heimburg.

Cusanus, eigentlich Niklaus Krebs, war Sohn eines Weinbauern in Kues gegenüber Bernkastel an der Mosel, wo heute noch das von ihm gestiftete Hospital samt einer wertvollen Urkundensammlung die Erinnerung an den berühmten Mitbürger wachhält. In Holland und nachher in Padua zum Philologen, Philosophen, Mathematiker und Kirchenrechtler ausgebildet, eröffnete der 23jährige Dr. iur. eine Anwaltspraxis, sattelte aber bald zur Theologie um. Sein ehemaliger Universitätslehrer, Kardinal Cesatini, dem in Basel der Vorsitz übertragen war, nahm ihn dorthin mit, und der junge Löwe ließ rasch die Krallen hervor. Er hat in einer ungewöhnlich scharfsinnigen Abhandlung ‚De concordantia catholica' (Von der Eintracht der wahren Kirche) dem Konzil recht eigentlich das Arbeitsprogramm entworfen. Das Werk fußt auf den Konstanzer Dekreten, zeigt mit mathematischer Folgerichtigkeit die Möglichkeiten einer sauberen Kirchen- und Reichsreform und empfiehlt bezeichnenderweise Maßnahmen gegen Pfründenschacher und Konkubinat. Nebenbei sei erwähnt, daß in Basel, wie später noch bei mancher wichtigen Gelegenheit, ein enger Landsmann Cusas, Johannes von

Lysura aus dem Dörfchen Lieser (3 km von Kues), als gewiegter Rechtskenner mitwirkte, so daß die Konzilteilnehmer zwinkernd das Sprüchlein herumboten: ‚Cusa et Lysura pervertunt omnia iura'.

Gleicher Einstellung wie Cusanus, aber ganz anderen Charakters, war *Enea Silvio*. Jurist wider Willen; er stammte aus dem unweit von Siena gelegenen toskanischen Dorf Corsignano, das er später als Papst Pius II. in Pienza umtaufte und zum Bischofssitz erhob. Ein geschmeidiger, lebensfroher Weltmann von vielseitiger humanistischer Bildung, den in jungen Jahren Verseschmieden und geistreiche Geselligkeit erheblich mehr beschäftigten als Gesetzesparagraphen. Er durfte den Bischof Capranica als Sekretär nach Basel begleiten, wechselte dort seine Brotherren ziemlich häufig und reiste in deren Dienst viel in der Welt herum, nach Frankfurt, Mailand, Frankreich, ja nach Schottland. Das war so recht nach seinem Geschmack. Mit wahrer Leidenschaft, mit weit offenen Augen und mit geradezu genialem Spürsinn hat er geographisch-geschichtlich-völkerkundliche Zusammenhänge erfaßt und in elegantem Latein festgehalten. Berühmt ist seine Beschreibung Basels, und sein Buch ‚Asia' hat nachweislich auf Columbus tiefen Eindruck gemacht.

Weniger bekannt ist der Name *Gregor Heimburgs,* aber er verdient unsere Aufmerksamkeit ebensosehr. Schweinfurter Bürger und, wie es sich damals für Juristen gehörte, gleichfalls ehemaliger Paduaner Student, verfügte auch er über gute Kenntnisse in der Literatur des Altertums, war aber – in geradem Gegensatz zu Piccolomini – Rechtsanwalt vom Scheitel bis zur Sohle, und zwar Praktiker, was er gegenüber Nur-Humanisten mit ihrer spielerischen Zungen- und Federfertigkeit gern unterstrich. Für seine Tüchtigkeit spricht schon die Tatsache, daß der Erzbischof von Mainz, der an dem losbrechenden Kirchenkampf besonders Anteil nahm, den 30jährigen Nichtkleriker zu seinem Generalvikar in geistlichen Dingen ernannte. Im Auftrage der Kurfürsten, die Papst und Konzil aussöhnen wollten, führte er denn auch eine Gesandtschaft nach Basel, redete gleich ein gewichtiges Wort mit und erlaubte sich, die gelehrten Herren, die einen schönen Teil der Zeit mit öden Rangstreitereien und ähnlichen Belanglosigkeiten vertrödelten, an ihre eigentliche Aufgabe zu erinnern. Anfangs 1435 ließ er sich von der Stadt Nürnberg als «Jurist und Diener» anstellen, ohne darum die Arbeit für diesen und jenen Fürsten und die kirchenpolitische Tätigkeit aufzustecken.

Bezeichnend ist das Verhalten der drei Männer, sobald in Basel nach einer stürmischen Sitzung 1437 die Spaltung in eine Papst- und eine Konzilspartei endgültig geworden war. Cusa sprang, im Widerspruch zu den Thesen seiner ‚Concordantia', radikal ins gegnerische Lager ab, verfocht fortan, zum Beispiel als Gesandter in Konstantinopel und auf mehreren Reichstagen, unermüdlich die

Sache der Kurie und galt geradezu als «Hercules omnium Eugenianorum». Umgekehrt verharrte Heimburg auf dem einmal bezogenen Posten, kämpfte ohne Wanken für die Größe seiner Nation und verlas im Frühjahr 1438 zu Frankfurt die möglicherweise von ihm selber verfaßte Neutralitätsurkunde, mit der die deutsche Kirche, nach dem Muster der Pragmatischen Sanktion in Frankreich, für sich eine Sonderstellung beanspruchte. Wiederholt verhandelte er auf italienischem Boden. Enea, der aalglatte, lavierte so lange als möglich. Zunächst in Basel mehr nur Zaungast, hatte er es verstanden, sich durch betriebsame Dienstfertigkeit und kurzweilige Eloquenz in den Geschäftsgang einzuschalten und, obwohl Laie ohne jedwede geistliche Weihe, sogar eine Pfründe zu erlangen. Ja, als Ende 1439 ein Herzog von Savoyen zum Gegenpapst ausgerufen wurde, half Piccolomini wacker mit und zögerte nicht einmal, an dieser wackligen zweiten Kurie einen Sekretärsposten zu übernehmen. Er hoffte freilich auf Besseres, und mit Erfolg. Im Februar 1440 bestieg nämlich nach langer Pause wieder einmal ein Habsburger den deutschen Thron, Friedrich III. Vielleicht war da etwas zu machen. Von dem frisch gebackenen König, einem ausgesprochenen Banausen, ward neckischerweise Enea auf Empfehlung eines Prälaten, dem er offenbar in Basel eingeleuchtet hatte, wider alles Herkommen zum «Poeta laureatus» gekrönt und kriegte eine Kanzleistelle am Hof, was ihm, wie er später bekannte, die Möglichkeit verschaffte, von den Konziliasten via deutsche Neutralität zu den Eugenianern hinüberzuwechseln, ohne es mit allzu vielen Leuten zu verderben. Die Karriere dieses Mannes entbehrt nicht des Humors. Bei Hof wurde er allmählich als geschickter Korrespondent und Debatter unentbehrlich, schlängelte sich mehr und mehr in das politische Intrigenspiel hinein, verfaßte gleichzeitig saftige Erotica, bekam vom Passauer Bischof eine Pfarrei zugewiesen und konnte es nun nicht mehr vermeiden, als Subdiakon die Soutane anzuziehen.

Rasch entwickelte sich für ihn ein willkommener neuer Arbeitsplatz, weil der junge König Neigung zeigte, die deutsche Neutralität um eine hübsche Summe an den Papst zu verschachern, von den Kurfürsten jedoch Widerstand fürchten mußte. Auf einer ersten Gesandtschaftsreise, die Enea als königlicher Sprecher in diesem Geschäft nach Rom führte, war der Heilige Vater außerordentlich freundlich zu ihm und ernannte ihn erst noch zu seinem Ehrensekretär, so daß Piccolomini vorübergehend die gewiß nicht alltägliche Kombination eines päpstlichen, eines königlichen und eines gegenpäpstlichen Sekretariates in sich vereinigte. Noch pikanter ist für uns die Romreise des folgenden Jahres 1446. Heimburg vertrat die Sache der Kurfürsten, und Enea, der im Namen des Reiches sprach, benützte die Gelegenheit, seinen Gegenspieler, dessen Redekunst er übrigens hoch einschätzte, genau zu beobachten und ihn köstlich zu schildern. ‚Gregor', schreibt

er in den Kommentarien, ‚war schön von Gestalt, hochgewachsen, von blühendem Äußern, recht lebhaften Augen und kahlem Schädel, doch unbeherrscht in Rede und Benehmen, eigenwillig und fremder Rede unzugänglich, ein Sonderling, rücksichtslos und in jeder Hinsicht auf Wahrung der Freiheit bedacht; von anstößigem Betragen, ohne Schamgefühl, und einer zynischen Lebensauffassung huldigend.... Am Abend wandelte er am Monte Giordano auf und ab, mit zornigen Sprüchen verwünschte er die Römer und seine Sendung, er warf die Schuhe ab und entblößte die Brust. Barhäuptig, mit nackten Armen ging er hin und her, schmähte auf Eugen und die Kurie und rief viel böse Worte in die Winde. Denn die römische Luft ist den Deutschen gar schädlich, die feuchten und vollblütigen Leiber geraten in Schweiß, zur Abkühlung trinken sie unvermischten Wein, mehr als die Italiener.' So zwischenhinein möchte ich hier daran erinnern, daß der auffällige und dann in der Zeit des Thurgauer Krieges noch viel schärfer hervortretende Gegensatz zwischen dem klobigen Teutonen Heimburg und dem quecksilbrigen Südländer Piccolomini vor etwas mehr als hundert Jahren den Stuttgarter Schulmeister Gustav Pfizer zu seinem epischen Bandwurm «Der Welsche und der Deutsche» inspiriert hat. Rund 15 000 schlechte Verse sind es, das Opus ist also umfangreicher als Homers Odyssee. Vor der Lektüre kann nicht dringend genug gewarnt werden.

Noch im Herbst des gleichen Jahres, in welchem Heimburg so geschwitzt und geflucht hatte, treffen wir ihn wieder mit Cusa und Enea zusammen auf dem Frankfurter Fürstentag. Seine Berichterstattung entsprach ungefähr dem Verhalten in Rom. Die Kurie, betonte er, wolle Deutschland einfach ausnützen und sich an ihm mästen. Den Kardinälen teilte er bei diesem Anlaß wenig schmeichelhafte Beinamen aus und nannte beispielsweise Bessarion, der als ehemaliger griechisch-orthodoxer Geistlicher den Popenbart weiter trug, kurzerhand den Geißbock. Umgekehrt vermochte die enge Zusammenarbeit von Enea und Cusa, die bis zu ihrem fast gleichzeitigen Tode fortdauerte, die Vereinigung der Kurfürsten samt dem längst arbeitsunfähigen Basler Konzil schließlich zu sprengen und dem König den Boden so zu ebnen, daß er durch das Wiener Konkordat von 1448 dem Papst Obödienz leistete. Enea erhielt zum Dank das Bistum Triest, Cusa den Kardinalshut.

Zu Beginn der Fünfzigerjahre begegnen wir den drei Männern noch etwa miteinander am Wiener Hof, während nachher eine Zeitlang jeder seinen eigenen Weg geht. Heimburg bewältigte weiterhin ein vollgerütteltes Arbeitsmaß im Dienste verschiedener Fürstlichkeiten. Enea, zu einer Art Hof-Faktotum geworden, reiste als Quartiermacher über die Alpen, da König Friedrich Hochzeit halten und die Kaiserkrönung in Rom damit verbinden wollte. Ja, selbst als Brautführer

amtete Piccolomini und geleitete 1452 seiner Majestät die von ihr erkorene portugiesische Prinzessin in die Arme. Zur Abwechslung diskutierte er in Böhmen mit den Hussiten und griff nach dem Fall Konstantinopels 1453 die Idee eines Kreuzzuges gegen die Türken auf, ein Vorhaben, das bis zum letzten Atemzug sein Hobby bleiben sollte. Im übrigen zog es ihn allmählich ganz in den Süden, schon weil seine Gesundheit nachließ, Gicht und Rheuma und Blasenbeschwerden sich mehrten. So kehrte er denn nach Erledigung eines abermaligen Gesandtschaftsauftrages nicht nach Wiener Neustadt zurück, sondern nahm in Rom Wohnsitz und wußte sich rasch an der Kurie ebenso unentbehrlich zu machen wie vorher am Kaiserhof. Die Auszeichnungen häuften sich und gipfelten vorläufig 1456 in der Kardinalswürde.

Das aufregendste Geschick indessen war Cusanus beschieden. Ihn hatte der Apostolische Stuhl beauftragt, auf deutschem Boden, wo diese Notwendigkeit besonders klar am Tage lag, eine umfassende Kirchen- und Klosterreform durchzuführen. Gleichzeitig ernannte ihn der Papst 1450 zum Bischof von Brixen, und zwar unter Mißachtung des geltenden Konkordats, das heißt ohne die Vorschläge des Domkapitels und des Landesherrn, Herzog Sigmunds von Tirol, anzuhören. Diese beiden verwahrten sich gegen das willkürliche Vorgehen und legten damit eigentlich bereits die Zettel zu jenem wirren Gewebe, in dessen Maschen sich zehn Jahre später auch die Eidgenossen und der Thurgau verfingen. Es scheint angebracht, den Charakter der zwei Männer, die hier aneinander gerieten, genauer unter die Lupe zu nehmen.

Cusa war, wie sich ein Zeitgenosse in dem damaligen treuherzigen Italienisch ausdrückt, ‚uno belo homo, grando, magro, de bono aspeto'. Sein Freund Enea nennt ihn ‚einen durch Gelehrsamkeit in allen Wissensgebieten und durch Heiligkeit des Lebenswandels bemerkenswerten Mann'. Als eindrucksvoller Prediger zeichnete er sich vor den meisten seiner Kollegen durch unbestechliches Pflichtbewußtsein, namentlich auch durch strikte Einhaltung der gottesdienstlichen Vorschriften aus. Seine Philosophie, stark an der Antike geschult, bildet ein Übergangsglied zwischen mittelalterlicher Scholastik und neuzeitlichem Denken. Alles menschliche Wissen – um nur einige cusanische Einsichten herauszuheben – ist bloßes Vermuten. Die Erkenntnis Gottes gewinnen wir nicht durch unsere Vernunft, sondern einzig durch Ekstase, also innerstes Erleben. Mit dieser mehr skeptischen und mystischen Richtung verbindet sich mechanische und astronomische, auf Beobachtung und Berechnung beruhende Forschung, die klar in die Zukunft weist. Schon 1436 schlägt er die Kalenderreform im gregorianischen Sinne vor, und da und dort scheint in seinen Schriften eine Ahnung von der Axendrehung der Erde durchzuschimmern, Ideen, die erst das folgende Jahrhun-

dert in die Tat umsetzte oder zur Reife brachte (Papst Gregor XIII., Kopernikus). Mit seiner eindeutigen Veranlagung für Studierstube und Kanzel geriet nun Cusa namentlich nach seiner Wahl zum Bischof von Brixen in ein politisches Kraftfeld hinein, das andersgeartete Naturen erforderte. Das Ergebnis war, daß sich der zarte Mystiker und stille Denker zum starrsinnigen Theoretiker und rechthaberischen Prälaten mit allerhand kleinlichen und hinterhältigen Zügen wandelte. Das stete Zusammenprallen seiner platonischen Gedankenwelt mit der sogenannten Realität machte ihn unzufrieden, mürrisch, ja schrullig. «Er schickte sich nicht in die Welt, er wollte, daß sich die Welt in seine Ansichten schicke.» Zu wahrem Behagen kam er nicht mehr, versuchte aber mit erstaunlicher Willenskraft immer wieder, sich aus den Anfällen tiefster Depression zu nützlicher Tätigkeit emporzureißen. Den Schritt von der zerfahrenen Konzilspartei zur Kurie hinüber hatte er in Basel zweifellos deshalb getan, weil ihm die Universalität der Kirche über alles ging und das Papsttum für deren Erhaltung und Wiederherstellung mehr Aussichten bot. Es gibt jedoch Geschichtsschreiber, die meinen, an seinem fast krankhaft anmutenden späteren Verhalten sei das schlechte Gewissen des Abtrünnigen nicht unbeteiligt gewesen. Jedenfalls eine Gestalt, die dem Psychologen Knacknüsse bietet.

Was dem Kusaner völlig abging, die Popularität, das genoß sein Gegenspieler in höchstem Maße. Herzog Sigmund, der Habsburger, Sohn des vom Konstanzer Konzil her bekannten Friedrich mit der leeren Tasche, hatte 1446 unter dem Jubel des ganzen Landes in Innsbruck sein Amt angetreten. Ein blühender, blondlockiger, leutseliger Junge von beachtenswerten geistigen und leiblichen Vorzügen. Nicht nur verkehrte er gern mit feingebildeten Herren und hübschen Damen, sondern, was den Tirolern mehr einleuchtete, er stellte auch auf dem Sportplatz seinen Mann. Besonders als Ringer war er gefürchtet, und er soll noch in gesetzterem Alter dann und wann die Herausforderung eines Raufhelden angenommen und diesen regelmäßig zum Ergötzen des ganzen Gefolges knockout gelegt haben. Dazu prachtliebend und freigebig und eben deshalb meist schlecht bei Kasse. Sein Bedürfnis, zu schenken, war so maßlos, daß er, wie ein Chronist erklärt, ‚bald um ganz Tirol und Oberschwaben gekommen wäre'. Der beste Beweis dafür sind die beiden steirischen Junker Gradner, denen er Stück um Stück seiner Besitztümer nachwarf, bis die Habsburgische Verwandtschaft einschritt. Er mußte sich der zwei Schmarotzer entledigen; sie fanden Zuflucht in Zürich und schürten von dort aus kräftig das Feuer, als gegen 1460 das Verhältnis zwischen den Eidgenossen und dem Herzog gefährliche Formen annahm.

Als Cusa 1452 in die Diözese Brixen einzog, glomm dort längst ein Span zwischen einer Talschaft und dem Landesfürsten wegen der Gerechtsame im Frauenkloster Sonnenburg. Der neue Bischof ergriff Partei gegen den Herzog, benützte

aber den Anlaß, um die Nonnen vorerst einmal energisch zu reformieren, so daß er es sogleich mit beiden verdarb. Als Gelehrter und Theoretiker durchsuchte er schleunigst die Archive und stieß naturgemäß auf verstaubte Pergamente aus einer um Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, da die tirolischen Landesfürsten noch in einer Art Vasallenverhältnis zur Kirche gestanden hatten. Dahin wollte er die Zustände zurückschrauben. Mit beängstigendem Fleiß trug er also, wie sich ein neuerer Forscher ausdrückt, «die Scheiter zum Holzstoß, aus dem die Flamme der Zwietracht zwischen ihm und Sigmund emporlodern sollte». Besprechungen mit dem Herzog verliefen anfangs noch sachlich ruhig. Die Sonnenburger Frauen widersetzten sich Cusas spartanischen Vorschriften mutig, heimsten jedoch dafür ein Ultimatum und zuletzt Bann und Interdikt ein. Voll Ärger und Reformdrang untersagte der Bischof altgewohnte Kirchweihbräuche – was vermutlich die Tiroler noch zur Stunde nicht besonders schätzen würden. Er dachte sogar daran, sich auf dem undankbaren Pflaster durch einen bayrischen Prinzen ablösen zu lassen. Kardinal Piccolomini, der den Ernst der Lage erfaßte, bemühte sich, den Freund endgültig nach Rom an die Kurie zu ziehen: ‚Komm also, ich beschwöre Dich, komm! Du bist doch nicht der Mann, der zwischen Schnee und sonnenlosen Klüften versauern darf. Du wirst in mir stets einen Zuhörer und gehorsamen Schüler finden.' Es nützte nichts. Im Gegenteil: Eine Art Trotz, ja Verfolgungswahn trieb ihn dazu, sich mürrisch auf eine der bischöflichen Burgen zurückzuziehen, weil ihm bei einer neuen Besprechung zu Innsbruck Sigmund nach dem Leben getrachtet habe. Klage an den Herzog aus Rom, Beschwerde des Herzogs nach Rom. In Sonnenburg balgten sich bewaffnete Mannschaften. Kurz, es war, als müßte sich die Sache um jeden Preis zum Ringen zwischen der erstarkten weltlichen Territorialmacht und den geistlichen Immunitätsansprüchen, letzten Endes also zum Grundsatzkampf zwischen Staat und Kirche auswachsen.

Ein Schicksalsjahr wurde 1458. Damals verrieten besonders die Innerschweizer ihr Verlangen nach Gebietszuwachs ganz deutlich durch den Plappartkrieg und durch die Überrumpelung Rapperswils; damals ließ auch Herzog Sigmund seine Befürchtungen durchblicken, indem er Gregor Heimburg zum Wortführer wählte und die wichtigsten Besitztümer auf Schweizerboden der Frau Herzogin verschrieb. Sie war eine wackere Frau, diese Eleonore von Schottland, die bei der häufigen Landesabwesenheit Sigmunds in die Lücke sprang und mehrmals sogar den empfindlichen Cusanus zu etwas freundlicheren Manieren bewog. Vor allem aber war 1458 das Jahr, in dem Enea Silvio Piccolomini als Pius II. den päpstlichen Thron bestieg. Geistig noch wunderbar frisch, hatte er mit seiner Leiblichkeit um so mehr Mühe, meisterte indessen, ein aschfahler, grauhaariger Mann, die dauernden Schmerzen mit fast übermenschlicher Willenskraft und arbeitete rastlos

weiter. Dem etwas leichtfertigen Treiben der Jugendjahre hatte er durch sogenannte Retraktationen bereits abgeschworen. Cusa eilte nach Rom, um seinen Freund zum höchsten geistlichen Amte zu beglückwünschen, und blieb vorläufig dort. Die Brixener Fehde lag Pius schwer auf dem Herzen, weil er nicht nur in Cusanus eine wesentliche Stütze der Kurie sah, sondern Sigmund gleichfalls aufrichtig schätzte. Hatte er doch vor vielen Jahren schon am Wiener Hof eine tiefe Zuneigung zu dem sympathischen Prinzen gefaßt und ihm das in einem schmeichelhaften Briefe gestanden. ‚Ich sah Dein bescheidenes Benehmen, bemerkte Dein tadelloses Latein. Die Wirklichkeit übertraf Deinen Ruf', heißt es darin. Ja, er hatte als Weltmann dem in galanten Abenteuern noch Unerfahrenen auf dessen Bitte sogar das Muster eines Liebesbriefes zugestellt ‚unter der Bedingung, daß Du über der Liebe nicht Dein Studium vernachlässigst', und als Piccolomini 1446 von der Römer Gesandtschaft durchs Trentino zurückreiste, hatten sich die beiden gemeinsam auf der Hirschjagd vergnügt. Jetzt, vierzehn Tage nach der Wahl zum Pontifex maximus, teilte Enea dieses Ereignis dem Herzog von Tirol in einem ausführlichen Schreiben mit, ihm, den er ‚als hervorragenden Sohn der Kirche mit besonderer Liebe umarme', und ‚durch dessen Beispiel die übrigen Gläubigen zu gleichem Tun angespornt werden könnten'.

Zur Schlichtung des Brixener Streites und zur Vorbereitung eines Türkenzuges berief Pius auf Sommer 1459 einen Kongreß nach Mantua und reiste auf Umwegen dorthin. Cusa vertrat ihn einige Monate lang als Legatus urbis in Rom, zeigte sich den Schwierigkeiten dieses Amtes durchaus gewachsen, erledigte Geschäfte der buntesten Art und schloß nebenher noch drei gelehrte Bücher ab. Als er im Herbst nach Mantua folgte, waren auch Sigmund und Heimburg eingetroffen, jener nach wie vor mit betontem Entgegenkommen behandelt, dieser als rotes Tuch empfunden. Es gab eine recht scharfe Zwiesprache, bei der Heimburg, mit Aufträgen von allen möglichen Seiten beladen, wie von selbst in den Mittelpunkt rückte. Er trieb Cusa ordentlich in die Enge und redete dem Papst den Türkenzehnten aus. Das Gesamtergebnis war freilich, wie auch bald darauf an einer neuen Tagung in Trient, weniger als mager. Hingegen tat nun Pius den folgenschweren Schritt, mit der berühmten Bulle EXECRABILIS die in Heimburgs Rechtspraxis besonders beliebten Appellationen an den besser zu unterrichtenden Papst oder an ein künftiges Konzil als Ketzerei zu verbieten.

Im Februar 1460 erschien Cusa plötzlich wieder in seiner Diözese und begann alsbald die Fäden des Unfriedens von Schloß Buchenstein aus weiterzuspinnen. Dem Herzog lief endlich die Galle über; er sagte dem Prälaten ab, marschierte gleich los und besetzte das Schloß. Jetzt ließ der hilflose Gefangene mit sich reden und lenkte in manchem Punkt ein, eilte jedoch, sobald der Herzog abzog, nach

Rom und gab unterwegs zu verstehen, daß er Zugeständnisse, die unter Druck erfolgt seien, nicht als verbindlich betrachte, sondern an der bedingungslosen Unterwerfung Sigmunds unter die Kurie festhalte. Damit war für Pius der Augenblick gekommen, zur Wahrung der kirchlichen Autorität einzuschreiten. Im Juni hetzte er die Eidgenossen auf den «Rebellen», im August belegte er diesen mit dem Bannfluch, auch jetzt noch nicht ohne Hemmungen. ‚So glauben wir,' schreibt er an den Kaiser, ‚nicht gegen den Ruhm und die Ehre des erlauchten Hauses Österreich zu handeln, wenn wir uns gegen den genannten Sigmund, den unwürdigen Sproß und Verdunkler und Schänder der Ehre seines Hauses und seiner Vorfahren, mit den Waffen der Gerechtigkeit erheben und ihn als einen Zweig, der keine Früchte trägt, als ein faules Glied von demselben Hause trennen'

Mit dem Konstanzer Frieden vom 1. Juni 1461, der den Schweizern den Thurgau einbrachte und den Enea wie Cusa als verfrüht gern hintertrieben hätten, ging die Rechnung zwischen Sigmund und der Kurie noch nicht auf. Der Kardinal suchte die tirolische Geistlichkeit aufzupeitschen und den Durchgangsverkehr zu unterbinden, sekundierte aber namentlich die päpstlichen Vernehmlassungen durch leidenschaftliche Begleitbriefe. Für den Herzog wirkte unentwegt Gregor Heimburg und schlug besonders rücksichtslos zu, als sich Pius in Würzburg und Nürnberg über ihn beklagte, ihn als Ketzer verdammte und seine Verhaftung verlangte. Blitz um Blitz entfuhr der päpstlichen Kanzlei; Heimburg quittierte umgehend mit Appellationen – trotz der Bulle EXECRABILIS – und mit Schmähschriften. Die Tonart wurde auf beiden Seiten unwürdig, wenn etwa Gregor den Cusanus als ‚Lügensack, Esel, Überläufer der Jurisprudenz, theologische Mißgeburt' bezeichnete, während er selber vom Papst ‚als ein ansteckendes Vieh und ein räudiges Schaf' aus der christlichen Gemeinschaft ausgestoßen wurde.

Schließlich vermittelte Venedig, dem aus handelspolitischen Gründen an guter Ordnung im Lande Tirol gelegen war. Heimburg, für die Dauer der Beratungen von den päpstlichen Zensuren befreit, verhandelte mit dem Dogen, Pius gab Schritt um Schritt nach, Cusa zögernd und bis zuletzt widerstrebend und protestierend. Nach unerhört mühsamen Erörterungen zog man am 25. August 1464 unter Mitwirkung des Kaisers den Schlußstrich. Kurz vorher waren Cusa und Enea im Abstand von wenigen Tagen gestorben, jener als ebenfalls schwer kranker Mann in einem umbrischen Nest am 11. des Monats, dieser, vollständig gebrochen, am 16. in Ancona, wo man den Fiebernden ans Fenster trug und ein paar venetianische Kriegsschiffe defilieren ließ, so daß er die Illusion, als sei der Türkenfeldzug unter seinem persönlichen Kommando eröffnet, mit ins Grab nehmen durfte. Während Herzog Sigmund, trotz Verlusten doch der eigentliche Gewinner in jenem beispielhaften Machtkampf Staat-Kirche, verhältnismäßig unbehelligt bis

1496 lebte, blieb Heimburg, der ‚Ketzer Gregorius, der Vorläufer des Antichrists', wie ihn Cusanus noch kurz vor dem eigenen Tode titulierte, exkommuniziert, trat in den Dienst des hussitischen Böhmenkönigs Podjebrad, widerrief, als ihm das letzte Stündlein nahte, und segnete also 1472 das Zeitliche doch noch im Frieden mit der Kirche.

Das war das Ende der Männer, die an Geist und Tatendrang zu den hervorragendsten Gestalten und Gestaltern des Jahrhunderts zählten und in denen sich Mittelalter und Neuzeit sozusagen die Hand reichten. Enea, der Meister des Wortes und der Feder, der Diplomat von feinstem Schliff, der ausgezeichnete Beobachter, aufgeschlossen und naturverbunden bis zuletzt, obwohl er sich in der Sänfte mußte herumtragen lassen. «Sein Auge», erklärt Jacob Burckhardt, «erscheint so vielseitig gebildet, wie das irgend eines modernen Menschen». Cusanus, der pflichtharte, aber mehr und mehr an den Menschen verzweifelnde Grübler, der Reformfanatiker, des Papstes rechte Hand und mit ihm doch nur in *einem* Punkte ganz einig: im Willen, Einheit und Ansehen der Kirche mit allen Mitteln zu wahren. Daß die Reformideen, die er sogar den Einwohnern seines Alterssitzes Orvieto noch aufzwingen wollte, auf taube Ohren stießen, war wohl die Tragik dieses Lebens. Was für Hindernisse da noch im Wege lagen, zeigt beispielsweise die Tatsache, daß er den Kardinälen nicht gründlichere Einschränkungen zuzumuten wagte, als daß keiner über vierzig Diener und vierundzwanzig Pferde halten solle! Dann Heimburg, der unbändige Verteidiger deutscher Art und deutschen Bodens gegen römische Ansprüche.

Die urkundlichen Quellen sind unübersehbar. Man tut gut daran, soviel als möglich auf sie zurückzugehen, weil die meisten späteren Darstellungen je nach dem konfessionellen und politischen Standort der Verfasser etwas verfärbt erscheinen. Für Enea stehen seine Dichtungen, eine Unmenge privater und amtlicher Briefe, zahlreiche Bullen, gewöhnlich von ihm selber formuliert, Aufsätze und Traktate, geographische und geschichtliche Werke mit ganz neuen Gesichtspunkten zur Verfügung, als umfangreichstes die «Commentarii», die seine Papstzeit tagebuchartig fast bis zum letzten Atemzuge schildern. Cusa hat eine Reihe religiös-philosophischer und mathematisch-astronomischer Abhandlungen, Kampfschriften und vor allem wieder eine mächtige Korrespondenz hinterlassen. Von Heimburg stammen fast ausschließlich streitbare Veröffentlichungen, häufig in größeren Auflagen, weil er als unübertroffener Publizist alles Wichtigere ausgiebig vervielfältigen und die Leute damit bombardieren ließ.

Ganz im Hintergrund geblieben ist bis jetzt die Person des Kaisers. Die Reichshändel vollzogen sich gewissermaßen unter Ausschluß der Reichsregierung. Das wird verständlich, sobald man den damaligen Throninhaber genauer ansieht.

Herzog Friedrich von Österreich, trotz seiner Jugend das Haupt der in sich zerrissenen habsburgischen Dynastie, war 1440 zum deutschen König gewählt worden. Er hatte eine Wallfahrt ins Morgenland hinter sich und führte den Titel eines Ritters vom Heiligen Grab, was bei seinem ausgesprochenen Mangel an ritterlichem Geist fast etwas neckisch klingt. Die stämmige Leiblichkeit verdankte er der Mutter, einer Polin, von der man behauptete, sie zerquetsche mit zwei Fingern Haselnüsse und presse von Hand Zimmermannsnägel in die Wand hinein. Friedrich war von der Wiege bis zur Bahre – 78 Jahre lang – ein Phlegma von unvorstellbarer Zähflüssigkeit und mit einer wahren Elefantenhaut. Wo andere Feuer im Dach haben und mit der Faust auf den Tisch hauen, schien er bloß leicht pikiert. «Il se laisse plumer la barbe à chacun sans revancher», berichtet ein Gesandter Karls VII. von Frankreich und nennt ihn einen Menschen, «à qui tout mauvais adjectif appartient». Überhaupt ist es interessant, zu verfolgen, was die Zeitgenossen von ihm halten. Enea, der ihn aus nächster Nähe kannte und eine «Historia Friderici» geschrieben hat, hütet sich wohlweislich, ihn eingehend zu charakterisieren, und vermerkt höflich dessen ‚ingens cupiditas pacis et otii'. Ein zappliger Italiener, der ihn im Auftrag des Papstes zum Türkenkrieg aufpeitschen sollte, meldete als Ergebnis dieser Mission nach Rom: «Caesar clausis oculis optimo est proposito .... Si tam bene olim pugnabit, quam nunc stertit, vicimus»! Heimburg, der selten den Nagel nicht auf den Kopf trifft, erklärt, Seine Majestät habe in Deutschland ungefähr so viel Ansehen, wie der Klotz bei den Fröschen. Für Hof wie Familie war seine Unentschlossenheit zum Davonlaufen. Die portugiesische Prinzessin, die er im Jahre der Kaiserkrönung, 1452, unter Assistenz des Piccolomini heimgeführt hatte und die ihm mehr als einmal durch entschiedenes Auftreten aus der Patsche half, sagte zu ihrem Sprößling Maximilian: «Wenn ich wüßte, mein Sohn, daß du einst einen solchen Sinn hegen würdest, wahrlich micht reute dein fürstlicher Stand.»

Statt sich den Untertanen zu zeigen, Reichstage zu besuchen oder gar je eigenhändig mit bewaffneter Macht einzugreifen, pflegte er aus dem Hintergrunde zu schüren, wenn andere sich in den Haaren lagen – man denke an den alten Zürichkrieg mit dem Armagnaken-Unfug! –, saß gemütlich in Graz, Wiener Neustadt oder Linz, musterte schmunzelnd seine Edelsteinsammlung, in welcher der Knauser Unsummen anlegte, hätschelte sein Spalierobst oder gab sich alchimistischem Spuk hin. Seine Methode, Reichstage durchzuführen, läßt sich auf die einfache Formel bringen: Erst ansagen, dann verschieben und schließlich schwänzen. Am schlagendsten enthüllen diese ganze geistige Armut die von einem ehemaligen Hofbeamten, Josef Grünpeck, verfaßte treuherzige Kurzbiographie und besonders das vom Kaiser selber nachgeführte Memorandenbuch. Darin taucht zwischen Haus-

halt- und Sippennotizen, Rezepten, kindischen Spielereien mit fremden Alphabeten und ähnlichen Nichtigkeiten in zweckmäßigen Abständen die stolze Feststellung auf, daß die fünf Vokale A, E, I, O, U bedeuten: ‚Als erdrich ist osterrich vnderthan', oder lateinisch: ‚Austriae est imperare orbi vniverso' – als ob damit dem zerfetzten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation aufgeholfen wäre! Und die Opposition? Sie war da. Zweimal wurde Friedrich in Neustadt regelrecht belagert, zuerst von einem Adelsbund, dann vom eigenen Bruder Albrecht. Beide Male machte er eine gar klägliche Figur und mußte durch fremde Bemühungen herausgehauen werden. Auch die Kurfürsten berieten ganz offen darüber, wie man den unfähigen Herrn absetzen könnte. Aber immer wieder bremste eine Gruppe, der bei so lässiger Oberaufsicht der Weizen am schönsten blühte. Wenn also ein neuerer Forscher (Joachimsohn) den Ausspruch wagt: «Kein deutscher König hat länger, wenige haben unrühmlicher regiert», so dürfen wir das mit gutem Gewissen unterschreiben.